

Was uns betrifft

Ein Podcast der Volontärinnen und Volontäre der Bundeszentrale für politische Bildung.

Episode 1: Koloniale Spuren

16.09.2020

Julia: Hi und herzlich Willkommen zu „Was uns betrifft“. Wir besprechen hier im Podcast politische Themen. Die wirken auf den ersten Blick ziemlich weit weg, aber wir fragen uns, was hat dieses Thema eigentlich mit mir persönlich zu tun? Und: Warum spielt das in meinem Leben eine Rolle? Ich bin Julia und ich freu mich, dass ihr dabei seid!

In der heutigen Folge geht's um das Thema Koloniale Spuren. Und zwar ganz konkret: Wie steht es um die Aufarbeitung der deutschen Kolonialzeit und welche Spuren existieren davon heute noch – und zwar einerseits sichtbar im Stadtbild und andererseits auch unsichtbar in der Gesellschaft?

Dafür spreche ich mit meiner Kollegin Lisa, die sich mit der Wissenschaftlerin und Aktivistin Meryem Choukri in Hamburg getroffen hat. Außerdem habe ich mit der Historikerin Katharina Oguntoye gesprochen. Die befasst sich schon seit 30 Jahren mit kolonialen Spuren in Deutschland. Also, los geht's.

Julia: Ich weiß nicht, wie das bei euch war. Aber bis ich 2011 Abi gemacht habe, war Kolonialismus eher ein Randthema in der Schule. Und wenn, dann ging es um die Briten, die Spanier oder die Portugiesen. Aber Deutschland als Kolonialmacht? Das war, soweit ich mich erinnere, kaum Thema.

Dabei war die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches von 1884 bis zum Ersten Weltkrieg nicht weniger systematisch und grausam. Flächenmäßig hatten die Deutschen 1914 sogar das drittgrößte Kolonialreich weltweit.

Aber nicht nur das – die Kolonialisten haben auch den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts begangen – nämlich an den Volksgruppen der Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika.

Jetzt könnte man ja sagen: Das ist schon über 100 Jahre her und weit weg, warum sollen wir uns damit beschäftigen?

Aber ihr erinnert euch bestimmt an das Video vom Mai 2020, auf dem man die Ermordung des Afroamerikaners George Floyd in Minneapolis sieht. Seitdem wird das Thema Rassismus nicht nur in den USA wieder heftig diskutiert. Sondern auch in vielen europäischen Ländern gab es Proteste. Und in dem Zusammenhang – vielleicht erinnert ihr euch auch daran – haben Aktivist/-innen auch den Abriss von Kolonialdenkmälern gefordert – oder sie einfach gestürzt. Deshalb fragen wir uns heute: Was hat dieser heutige Rassismus mit der Kolonialzeit zu tun?

Eine Diskussion dreht sich in dem Zusammenhang auch darum, wie man mit solchen kolonialen Spuren im öffentlichen Raum umgehen soll, also zum Beispiel Straßennamen, Denkmäler und so weiter.

Und dafür ist jetzt meine Kollegin Lisa Santos bei mir. Sie hat einen Rundgang durch Hamburg gemacht und sich dort mit einer jungen Aktivistin getroffen. Hi Lisa.

Lisa: Hi Julia.

Julia: Du warst also in Hamburg unterwegs. Wo sind dir da noch koloniale Spuren im Stadtbild begegnet?

Lisa: Die gibt es an vielen Orten in der Stadt. Die Hamburger Uni ist zum Beispiel aus dem ehemaligen Kolonialinstitut hervorgegangen.

Julia: Und hast du noch weitere Beispiele?

Lisa: Außerdem gibt bis heute noch viele Straßen, die nach Kolonialherren oder Menschen benannt sind, die vom Kolonialismus profitiert haben, zum Beispiel die Schimmelmannstraße oder die Wissmannstraße.

Julia: Ah, ich glaube von der Wissmannstraße habe ich auch schonmal gehört.

Lisa: Ja, Herrmann von Wissmann gilt vielen als Kolonialverbrecher, weil er in Deutsch-Ostafrika sehr brutal gegen Aufständische vorgegangen ist.

Ich wollte in Hamburg eigentlich eine spezielle Stadttour machen, bei der man koloniale Spuren in Hamburg verfolgt. Leider war das wegen Corona nicht möglich, deswegen habe ich mir dann einfach alleine ein paar Orte angeschaut.

Julia: Und bist du auch bei deiner eigenständigen Tour auf interessante Dinge gestoßen?

Lisa: Interessant fand ich beispielsweise das sogenannte „Afrikahaus“. Das liegt mitten in der Innenstadt und ist dem Kaufmann Adolph Woermann gewidmet, der mit seinem Handelshaus Geschäfte in der Kolonialzeit gemacht hat.

Julia: Okay, Afrikahaus, wie kann ich mir das vorstellen?

Lisa: Vor dem Haus steht die Abbildung eines afrikanischen Kriegers. Das ist so eine Statue, die ist ungefähr lebensgroß, steht auf einem Sockel und ist leicht bekleidet mit Schild und Speer. Und im Innenhof stehen zwei riesige Elefanten-Statuen rechts und links vom Eingang.

Julia: Okay. Und was ist daran so problematisch?

Lisa: Viele kritisieren daran, dass der Krieger mit Speer und Schild und die Elefanten ein sehr einseitiges Bild von Afrika zeigen.

Julia: Vielleicht kannst du das noch etwas genauer erklären.

Lisa: Also die Kritiker sagen, dass die Statuen ein klischeehaftes Bild von Afrika vermitteln, weil sie den Kontinent, der ja aus 55 unterschiedlichen Ländern besteht – auf ein sehr klischeehaftes Bild von wilden Tieren und vermeintlich ebenso wilden Menschen reduzieren. Und das sei rassistisch.

Julia: Was hast du dir denn noch angeschaut?

Lisa: Ich war auch noch in der St. Michaelis-Kirche, das ist der „Michel“, eins der Wahrzeichen in Hamburg. Da gibt es eine prunkvolle Gedenktafel. Darauf steht: „Aus Hamburg starben für Kaiser und Reich“ und darunter sind Namen von Hamburgern aufgelistet, die um 1900 in China oder Afrika ums Leben gekommen sind.

Julia: Ah 1900, also während der Kolonialzeit.

Lisa: Genau. Die Hintergründe und die vielen Opfer unter der einheimischen Bevölkerung während der Kolonialzeit werden auf der Tafel hingegen nicht genannt.

Julia: Die fehlende Einordnung dieser kolonialen Spuren wird ja gerade in vielen Städten deutschlandweit debattiert.

Lisa: Das stimmt. In Hamburg wurde vor Kurzem auch das Bismarck-Denkmal in Altona mit roter Farbe beschmiert.

Julia: Warum jetzt Bismarck?

Lisa: Vermutlich aus Protest, denn Bismarck gilt als Begründer des deutschen Kolonialreiches. Und du hast es bereits angesprochen: Viele Menschen fragen sich aktuell, auch vor dem Hintergrund der Proteste gegen Rassismus weltweit, wie man mit den kolonialen Spuren im Stadtbild umgehen kann. Das heißt auch: Wie können wir an diese Zeit erinnern, ohne die Täter als Helden zu verehren?

Julia: Darüber hast du auch mit Meryem Choukri gesprochen, oder?

Lisa: Ja genau, sie ist 28 und engagiert sich in Hamburg u.a. für eine bessere Aufarbeitung der Kolonialzeit. Mit ihr habe ich mich am Hamburger Rathaus getroffen, das ebenfalls koloniale Spuren aufweist, wie sie mir direkt zu Beginn unseres Gesprächs erklärt hat:

Meryem: „Es gibt hier an der Fassade immer wieder Anspielungen auf Schiffe, auf internationalen Handel - das ist ja auch das worauf Hamburg so stolz ist – dass es das Tor zur Welt ist. Und auch wenn man reingeht ins Rathaus, wird es noch deutlicher: Dort sind die ehemaligen Kolonien aufgezeichnet, die zwar als Handelspartner beschrieben werden, aber die Seefahrt ist gerade in diesem Gebäude überpräsent“.

Lisa: Also vielleicht kurz zur Einordnung: Hamburg hat als große Hafenstadt eine besondere Rolle in der deutschen Kolonialgeschichte gespielt: Viele Handelsschiffe, die Ware aus Kolonien hergebracht haben, sind dort gestartet. Und davon haben in Hamburg viele Kaufleute profitiert, weil sie damit Geld gemacht haben.

Julia: Gibt es denn in Hamburg den Versuch, das aufzuarbeiten?

Lisa: Es gibt auf jeden Fall Ansätze seitens der Stadt, aber vielen, zum Beispiel Aktivist/-innen antirassistischer Organisationen oder den Black Communities Hamburgs, reicht das noch nicht. Sie sagen: Denkmäler und Straßennamen stehen symbolisch für eine Zeit in der deutschen Geschichte, in der Millionen Menschen versklavt und ermordet worden sind. Diese Gewalttaten werden aber im Stadtbild nicht thematisiert. Sondern nur die vermeintlich positiven Aspekte der Kolonialzeit. Meryem hat das so zusammengefasst:

Meryem: „Es ist ganz elementar, dass wir uns auch mit den Schreckenseiten der deutschen Geschichte oder der Hamburger Geschichte beschäftigen. Wir können Hamburg nicht einfach nur als Stadt der Kaufmänner und des internationalen Handels sehen, weil dann ganz viele Gewalttaten, die von Hamburgern begangen wurden, unsichtbar gemacht werden. Und das hat natürlich auch einen Effekt auf die Menschen, die Rassismus erfahren und heute in Hamburg leben.“

Lisa: Meryem hat auch erzählt, dass sie nicht gerne an solchen Orten ist, die diese koloniale Geschichte widerspiegeln, wie zum Beispiel am Rathaus – weil sie sich da nicht so wohl fühlt.

Julia: Jetzt fordern ja viele Aktivist/-innen alle Denkmäler von Kolonialherren abzureißen. Wie steht Meryem zu dieser Forderung?

Lisa: Für sie gibt es da keine allgemeingültige Lösung – sie glaubt eher, dass wir für die verschiedenen Orte und Kontexte jeweils individuelle Lösungen brauchen.

Meryem: „Natürlich gibt es koloniale Straßenbilder in Hamburg, koloniale Straßennamen von Tätern, ähm, die im Kolonialismus aktiv waren, und dass diese umbenannt werden, in einen

neuen Kontext gesetzt werden, das ist zum Beispiel ein Schritt dahin sensibel mit der Kolonialgeschichte Hamburgs umzugehen. Natürlich kann es auch noch vieles weiteres bedeuten, und zwar die Geschichte des Kolonialismus, aber auch der Widerstände im Kolonialismus, zu unterrichten, zu lehren und aufzuzeigen. Und ich glaube mit nur einem Ansatz kommen wir da gar nicht, also das reicht überhaupt nicht, sondern wir brauchen viele Ansätze und viele Ideen, um uns das bewusst zu machen, wie sehr unsere Gesellschaft auch heute noch, immer noch vom Kolonialismus geprägt ist.“

Julia: Sie spricht hier von Ideen. Hat sie denn konkrete Vorschläge gemacht?

Lisa: Sie wünscht sich unter anderem, dass im Schulunterricht mehr und vor allem kritischer über die Kolonialzeit gesprochen wird. Meryem meinte, in der Schule kamen bei ihr nur britische Kolonien vor – die deutsche Kolonialherrschaft war da eigentlich kaum Thema.

Meryem: „Ich habe erst mit Anfang 20 wirklich gelernt, dass Deutschland nicht nur Kolonien hatte, sondern das drittgrößte Kolonialreich der Welt war, und das ist etwas, das ich wirklich fatal finde, dass das nicht aufgearbeitet wird, weil ich denke, dass es auch wichtig ist, um die nachfolgende Geschichte Deutschlands zu verstehen“.

Lisa: Meryem hat auch noch gesagt, dass man die Geschichte nicht nur aus der Sicht der Täter erzählen sollte, sondern auch z. B. der Widerstandskämpfer:

Meryem: „Wir müssen lernen, diese Geschichten auch mit zu erzählen und wir müssen diese Geschichten kennen – weil es mir persönlich auch Hoffnung gibt, Stärke gibt und auch zeigt, dass andere Narrative und andere Ideen schon immer möglich waren.“

Julia: Ist Meryem denn hoffnungsvoll, dass sich jetzt, im Zuge der Proteste, etwas ändert?

Lisa: Ich glaube sie möchte es gerne sein, aber es fällt ihr schwer – zumindest war das mein Eindruck. Sie befürchtet, dass es vielen Städten und Institutionen eher um ihre Imagepflege geht, aber bei der Umsetzung dann oft der Wille oder das Geld fehlt, um wirklich etwas zu ändern.

Julia: Und wie steht die Stadt Hamburg dazu selbst?

Lisa: Der Sprecher der Hamburger Kulturbehörde hat sich gegenüber dem Redaktionsnetzwerk Deutschland hingegen sehr zuversichtlich geäußert. Er sagt, dass die Stadt sich gerade damit auseinandersetzt, den richtigen Umgang mit historisch belasteten Denkmälern zu finden. Allerdings sei das ein längerer Prozess, der noch andauere.

Julia: Das Thema ist also noch lange nicht abgeschlossen. Danke dir liebe Lisa für diese spannenden Eindrücke aus Hamburg!

Julia: Also jedenfalls in Hamburg scheinen ja, wenn man genau hinschaut, viele Orte mit der Kolonialzeit in Verbindung zu stehen. Ich finde das schon überraschend, weil mir das bisher eigentlich kaum aufgefallen ist. Und auch die Straßennamen: Wenn ich gar nicht weiß, wer Wissmann war – dann realisiere ich halt auch gar nicht, was daran problematisch sein könnte. Aber wir haben ja gehört, dass das für Meryem nicht so unauffällig ist, sondern bestimmte Orte ihr auch ein schlechtes Gefühl geben.

Übrigens gibt es in ganz vielen Städten in Deutschland sogenannte postkoloniale Stadtrundgänge, z. B. in Berlin und München, aber auch in vielen kleineren, vielleicht ja auch da wo ihr wohnt.

Julia: Dekolonialisierung – eigentlich habe ich mal gedacht, dass damit gemeint ist, dass ehemalige Kolonien unabhängig werden. Und das ist ja im 20. Jahrhundert nach und nach passiert – die deutschen Kolonien wurden nach dem Ersten Weltkrieg erstmal unter den Siegermächten aufgeteilt. Aber in den nächsten Jahrzehnten gab es dann immer mehr Unabhängigkeitsbewegungen und in den 60ern sind besonders viele Länder in Afrika unabhängig geworden. Heute gibt's keine Kolonien mehr. Aber Folgen hatte und hat die Kolonialzeit für die betroffenen Länder immer noch, und – das haben wir ja gerade nochmal gehört – auch bei uns hat die Kolonialzeit ihre Spuren hinterlassen. Warum spielt sie in unserem Geschichtsbewusstsein dann trotzdem eine eher kleine Rolle?

Wir wollten mit jemandem sprechen, der sich mit genau diesen Fragen auskennt. Katharina Oguntoye ist Historikerin und beschäftigt sich schon seit 30 Jahren mit deutschem Kolonialismus und mit afrodeutschen Erfahrungen. Sie hat in den 1980er Jahren das Buch „Farbe bekennen: Schwarze Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“ herausgegeben, zusammen mit May Ayim und Dagmar Schultz. Katharina hat als Aktivistin auch zum Beispiel die Initiative für Schwarze Menschen in Deutschland, kurz ISD, mitbegründet.

Als wir telefoniert haben, saß Katharina in ihrem Büro in Berlin-Kreuzberg.

Und bevor wir uns das Interview anhören, noch kurz ein Hinweis: Wir haben unter anderem über die Mohrenstraße gesprochen, eine Straße in Berlin, über deren Umbenennung seit einiger Zeit gestritten wird. Wenn wir in dem Interview „M-Straße“ sagen, dann weil der Begriff für viele Betroffene als rassistisch gilt und Katharina sich entschieden hat, ihn deshalb nicht zu benutzen.

Als Erstes habe ich sie aber gefragt, was das Konzept „Dekolonialisierung“ eigentlich für sie bedeutet.

Katharina: Für mich wäre Dekolonialisierung ein Bewusstmachungsprozess. Eigentlich geht es um zwei Sachen, einmal sozusagen, dass Sachverhalte und Fakten in Bezug auf die Kolonialzeit erstmal erforscht und erlernt werden müssen. Das heißt, es besteht ein Defizit im Wissen. In der breiten Öffentlichkeit, aber auch in Fachkreisen eigentlich. Und in einem zweiten Schritt geht es dann in der Dekolonialisierung darum, sozusagen auch die Räume entsprechend einem neuen Bewusstsein zu gestalten. Das heißt zum Beispiel Straßenumbenennungen. Oder dass man auch Gedenkstätten einrichtet, die es eigentlich für diesen ganzen Zusammenhang der Kolonialzeit und auch koloniale Verbrechen überhaupt nicht gibt.

Julia: Du sagst schon, es gibt viele dieser Erinnerungsorte eigentlich noch gar nicht. Jetzt begleitest du diesen ganzen Prozess ja schon seit 30 Jahren. Mindestens. Hast du denn da Änderungen festgestellt?

Katharina: Die Aufarbeitung der Vergangenheit lag lange Zeit eigentlich mehr bei den Grassroots- und außerparlamentarischen Organisationen, und bei einzelnen Wissenschaftlern, die sich das Thema auf die Fahnen geschrieben haben. Aber im Mainstream kam das eigentlich überhaupt nicht vor. In den letzten paar Jahren ist es zum Glück so weit gekommen, dass es tatsächlich doch ein Thema geworden ist für die Museen, für Journalisten, und wichtig auch für die Politik natürlich. Und dass es auch schon Ansätze gibt, dass an den Hochschulen dazu gearbeitet wird.

Es wäre natürlich ganz wichtig, dass jetzt diese Aufarbeitung, die neuen Erkenntnisse, die dann auch in die Curricula einfließen, dass Wissen vermittelt wird an die nächsten Generationen, wie der Zusammenhang ist zwischen Rassismus und der Kolonialzeit ist.

Julia: Jetzt könnte man ja sagen, dass Informationen heute besser als je zuvor verfügbar sind. Warum fehlt denn dann trotzdem die Auseinandersetzung damit?

Katharina: Naja, auf jeden Fall hat es damit zu tun, dass es über viele Jahrzehnte keinerlei politischen Willen gab, das zu ändern, also in der Mainstream-Gesellschaft gab es nicht den Wunsch danach, dass es eine Notwendigkeit gibt, da etwas zu verändern.

Es gibt eine koloniale Linie. In den 1960er Jahren wurden viele afrikanische Länder in die Unabhängigkeit entlassen, aber gleichzeitig wurden sie mit Verträgen an die westliche Welt gebunden. Und da war es kein Wunsch, wirklich zurück zu schauen und zu sagen: Was ist eigentlich passiert in dieser Zeit, in der Deutschland Kolonien hatten und in der andere Länder Kolonien hatten? Und dadurch entsteht natürlich dieses riesen Vakuum.

Ich fand das ganz extrem, dass sich junge Leute, die mit weltwärts-Programmen in alle Länder der Welt geschickt werden kurz nach dem Abitur mit 18, 19, nicht wissen, welche Kolonien Deutschland hatte, weil das nur ganz marginal im Unterricht in vielleicht 1/2 Stunden abgehandelt wird. Und wie kann man das dann wissen? Im Grunde ist es nicht das Verschulden des Einzelnen, sondern es ist ein gesamtgesellschaftliches Problem.

Julia: Dann schauen wir uns vielleicht mal zwei Debatten an, die jetzt auch im Moment in der Diskussion eine große Rolle spielen. Und zwar zum einen die Debatte über Denkmäler und Straßennamen. Was sagst du denn zu dieser Debatte?

Katharina: Ja, das ist eine sehr wichtige Debatte. Es hört sich immer so kleinlich an, warum wir jetzt einen Straßennamen ändern. Aber ich denke, das ist ein öffentlicher Raum, und mit diesen öffentlichen Namen, z.B. für Straßen oder für Orte, wird schon etwas ausgedrückt, was die Gesellschaft sich vorstellt, wie ihr Selbstverständnis ist. Auch aus persönlicher Anschauung kann ich sagen, bei der M-Straße in Berlin, da ist es ja so, dass es einen jedes Mal wieder ein Stich gibt, wenn man daran vorbeikommt oder das hört. Und für die, die nicht betroffen sind, also die Bürger, die jetzt keine Schwarzen sind, die merken gar nicht, dass sie immer wieder diese alten rassistischen und kolonialen Bilder damit vermittelt bekommen.

Julia: Das würde natürlich eher dafürsprechen, dass man die aus dem öffentlichen Raum entfernt. Jetzt gibt es ja auch Argumente dagegen. Also Leute, die sagen, wenn wir diese Denkmäler zerstören, dann zerstören wir gleichzeitig auch den Anlass dazu, sich damit auseinanderzusetzen.

Katharina: Ja, das ist natürlich ein Ansatz, der eine Schattendiskussion ist. Im Grunde wird so getan, als ginge es um eine Tradition und um ganz wichtige althergebrachte Zusammenhänge, die dann plötzlich verschwinden würden. Und ehrlich gesagt, viele dieser Dinge haben gar nicht solche langen Wurzeln, sondern sie wurden zu einer anderen Zeit, zum Beispiel in der Nazizeit, umbenannt, nach den Wünschen, die die Leute damals hatten.

Und nicht alle wurden zurück umbenannt, was auch ein Zeichen ist, ein Stück weit ein Fehler des demokratischen Systems ist. Das ist natürlich schon ein bestimmtes Bild, was vermittelt wird. Wer ist das, dass er in unserer Erinnerung bleibt? Und ich denke, dass das natürlich einfach ist, dass man ein Schild daran hängt oder dass man eine Form findet, wie man sozusagen eine Linie zeigt, wo Veränderungen stattgefunden haben und warum man diese Veränderungen gemacht hat. Das ist ja das Einfachste in der Welt.

Julia: Ich würde noch zu einer anderen Debatte kommen, und zwar gibt es ja ganz viele Bezeichnungen, die als Selbstbezeichnung auch aus den Schwarzen Communitys kommen. afrodeutsch ist zum Beispiel ein Begriff, den du ja auch mitgeprägt hast. Und dann haben wir People of Color, Black People of Color. Viele Begriffe, die dazu dienen, eben nicht so eine Fremdbeschreibung einzig und allein zu haben. Auf der anderen Seite verunsichert das auch

viele Leute, damit dann vielleicht falsch umzugehen oder nicht den richtigen Begriff auszuwählen. Ich frage mich, ob das diese Diskussion auch so zum Stocken bringen kann, dass Menschen verunsichert sind. Was meinst du dazu?

Katharina: Jetzt bin ich natürlich versucht, dich zu fragen, wie du dir das denn anders vorstellst. Würde man jetzt sagen, alle Schwarzen möchten mit dem Begriff bezeichnet werden, dann würde man genauso ein Problem haben oder verschiedene Antworten bekommen, so wie Schwarze Menschen auch verschiedene Herkünfte haben. Ob die jetzt aus Afrika sind, aus Europa oder aus Deutschland, ob beide Eltern Schwarz sind und so weiter. Es gibt ja auch sehr, sehr viele Unterschiede.

Aber diese Begriffe sind ja dazu da, diskriminierende Begriffe zu ersetzen. Und ich meine, das ist eigentlich im Interesse aller, die diese Begriffe benutzen, ja. Also nicht mehr sowas wie Mischling, oder Besatzungskind zu sagen ja, weil diese Begriffe stigmatisierend sind.

Julia: Du hast jetzt gerade schon das Thema Herkunft angesprochen und ganz viele gerade Schwarze Menschen in Deutschland sind ja sehr oft damit konfrontiert, gefragt zu werden, wo sie eigentlich herkommen. Dann sind Menschen überrascht, wenn sie dann antworten: aus Rostock. Jetzt hast du dich ja auch ganz viel mit afrodeutschen Lebensgeschichten auseinandergesetzt und kannst vielleicht auch nochmal was dazu sagen, was die Kolonialzeit da auch wieder mit unserer Gesellschaft heute zu tun hat.

Katharina: Ja, es gibt sozusagen afrodeutsche Familien, die sind schon in der sechsten Generation mittlerweile. Es sind zwar jetzt nur eine Handvoll, aber trotzdem ist es so, dass die deutsche Geschichte oder afrikanische Geschichte in Deutschland nicht erst gestern angefangen hat, also nicht erst nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern tatsächlich bis ins frühe Mittelalter zurückgeht und in der Zeit als Kolonien eingerichtet worden, als die deutschen Kolonien eingerichtet wurden, um 1900 herum, also 1884/85 wurden dann offiziell Kolonien eingerichtet, da kam eine größere Anzahl von Menschen aus Afrika nach Deutschland und die sind dann geblieben.

Aber das ist eigentlich dieser historische Teil, wo so viele das einfach überhaupt nicht wissen und wo dann immer gesagt wird: Gibt es überhaupt Schwarze Leute in Deutschland? Und das ist schon ziemlich krass, sozusagen, wenn man bedenkt, wie lange die Geschichte zurückgeht von Schwarzen, von afrikanischen Menschen in Deutschland, Österreich, der Schweiz.

Julia: Dann möchte ich noch kurz mit dir über das „Wie“ sprechen. Also die Frage: Dekolonisieren, aber wie kann das gelingen? Was kann denn politische Bildung tun?

Katharina: Ja, ich denke es, was ganz toll ist, ist eigentlich, dass es jetzt wirklich ein größeres, breiteres Interesse in der Öffentlichkeit gibt. Wir haben ja bisher noch nichts von dem, was wirklich an schlimmsten Sachen in der Kolonialzeit passiert ist, erwähnt. Und das ist ganz wichtig, dass man das konfrontiert.

Also, es gab diese Ausstellung zur zerstörten Vielfalt und Kolonialfragmente, also zwei Ausstellungen insgesamt im Deutschen Historischen Museum. Und da gab es eigentlich sehr viele Sachen, die man so haptisch verstehen konnte, also Bilder und Gegenstände. Und das war sehr zugänglich für die Menschen.

Und ich habe dann gehört von der Führung, dass viele Deutsche, vor allem die älteren Leute, die in der Ausstellung waren, waren vollkommen erschüttert, weil sie gesagt haben: Wie kann es sein, dass es so viele schlimme Sachen in diesen Kolonien passiert sind?

Julia: ...und dass man nichts darüber weiß?

Genau. Sie wussten nichts darüber, und da gab es überhaupt nichts Gutes. Na, dann heißt es zum Beispiel die Muster Kolonie Togo. Das ist ein Buchtitel oder eine Propaganda, die in unseren Kolonien war, haben wir sehr viel Zivilisation gebracht. Und die Wahrheit ist, dass diese Muster Kolonie Togo die Standardstrafe 50 Peitschenhiebe hatte, für die kleinste Kleinigkeit, das heißt mit 50 Peitschenhieben ist man fast tot.

Da wurden Menschen also massivst unterdrückt, und es ist ja nur ein Beispiel. Aber gerade für die deutsche Kolonie Togo fand ich diesen Ausdruck einerseits "Musterkolonie", was vermittelt: Ach, es war ja nicht so schlimm, und wir haben doch was Gutes da gemacht. Und im Gegenteil sozusagen totale Entrechtung stattgefunden hat.

Das ist eben auch deutsche Geschichte, und das ist schwer zu ertragen. Aber man muss da hingucken. Das ist ganz, ganz, ganz wichtig.

Julia: Zu dem Stichwort Auseinandersetzung, also wenn ich jetzt überlege, was ich selber tun kann, um mich da zu positionieren oder um mich mehr diesem Thema zu widmen. Was würdest du vorschlagen? Wir haben schon auf jeden Fall gehört: Information.

Katharina: Ich denke, ganz wichtig ist, dass wir in dieser Auseinandersetzung mit dem Thema Rassismus nicht einen blinden Fleck entwickeln.

Das heißt, einerseits brauchen wir mehr Partizipation und Repräsentation von Schwarzen Menschen in der deutschen Gesellschaft. Dafür müssen sie einerseits mehr in der Politik vertreten sein. Aber eigentlich ist es auch wichtig, dass sie in allen Berufen willkommen sind. Egal, wo. Es gibt eigentlich fast keine Räume, wo Schwarze Menschen wirklich selbstverständlich sind sozusagen. Und dafür braucht es einfach auch dieses neue Bewusstsein, nicht diskriminieren zu wollen.

Und das andere ist, dass es sozusagen eine Veränderung im Bewusstsein geben muss. Also über die Gravität von Rassismus, was Rassismus wirklich mit Menschen macht und was er bewirkt, weil das einfach total unterschätzt wird. Also, ich habe persönlich jetzt nicht das Bedürfnis, herumzulaufen und die ganze Zeit zu sagen, wie schlimm es ist. Weil ich glaube, dass das Menschen auch nicht verstehen, wenn sie sich nicht damit auseinandergesetzt haben, dann kann ich sie zwar erstmal schocken, vielleicht, aber das führt nicht zur Veränderung. Ein Teil der Rassismusbewusstmachung ist sozusagen auch zu verstehen, wo ich als einzelner Mensch handlungsfähig bin. Über die und wo die Grenze ist, wo ich aber auch eine gesellschaftliche Wirkung erzeugen kann.

Julia: Man tendiert ja vielleicht auch dazu, Dinge als rassistisch oder auch andere Menschen als rassistisch zu bezeichnen. Aber irgendwie ist man selbst, also bin ich selbst auch in diesem System aufgewachsen, und da übernimmt man ja viel, was man jeden Tag so mit sich herumträgt. Oder?

Katharina: Das ist leider eine Erkenntnis, die gehört dazu, dass wir alle in einem rassistischen System aufgewachsen sind und diese Bilder gelernt haben. Ja, das ist eine Erkenntnis, die ist aber wichtig zu wissen. Ansonsten bin ich dann überrascht von mir selber.

Julia: wollte dich noch fragen, was dich optimistisch stimmt. Was glaubst du in welche Richtung könnte sich das entwickeln die nächsten Jahre?

Katharina: Ich hoffe natürlich, dass dieses starke Interesse an dem Thema und auch der kleine Quantensprung, den wir hier gemacht haben, jetzt in Deutschland, dass es wirklich eine Konfrontation mit dem Thema gibt, dass das auch weitergeführt wird und dass das jetzt nicht in einem Jahr versandet ist, und wir gehen zum nächsten Thema über. Ich habe aber das Gefühl, dass es schon hoffentlich eine dauerhafte Wirkung haben wird.

Ich denke, die deutsche Gesellschaft ist da doch noch sehr unterwegs. Aber ich hoffe, dass auf jeden Fall in der breiteren Gesellschaft ein Interesse da sein wird, um das zu verstehen und zu erlernen, sich weniger diskriminierend zu verhalten.

Julia: Ok, halten wir mal kurz fest, was wir jetzt gehört haben:

In Hamburg und auch in vielen anderen Städten gibt's noch ziemlich viele Spuren der Kolonialzeit. Und es gibt Debatten darum, wie wir damit umgehen können: Abreißen, umbenennen oder stehen lassen und in den Kontext einordnen? Eine allgemeingültige Handlungsanweisung gibt es dafür nicht.

Aber dass immer mehr Städte aktuell unter Druck geraten, sich mit diesem historischen Erbe zu beschäftigen, wurde schon deutlich. Und gerade da, wo rassistische Stereotype reproduziert werden, wie z. B. bei dem Afrikahaus in Hamburg oder bei der Mohrenstraße in Berlin, muss man sich auch klarmachen, dass das für viele Menschen in Deutschland verletzend ist.

Aber vielleicht noch ein Hinweis dazu: Es gibt diese Debatten nicht nur über koloniale Spuren in der Stadt, sondern auch im Zusammenhang mit Antisemitismus. Zum Beispiel im Blick auf beleidigende Darstellungen an Kirchen. Und dazu sagt der Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann: „Wir müssen mit den Spannungen leben.“ Seiner Meinung nach zwingt nämlich gerade diese Provokation die Leute permanent zur Auseinandersetzung mit Antisemitismus, oder in unserem Fall mit Kolonialismus. Das nochmal als eine andere Perspektive.

Mir haben die Gespräche auf jeden Fall nochmal klar gemacht, wie sehr Rassismus und Kolonialismus zusammenhängen. Darum ist es wichtig, sich zu informieren. Material gibt's ja schon relativ viel, ob jetzt Bücher oder Dokus oder auch Podcasts. Ein paar Empfehlungen findet ihr auch auf unserer Website bpb.de/wasunsbetrifft.

Und auch wir wollen dazulernen: Wenn ihr Feedback oder Fragen zu dieser Folge habt, schreibt uns an wasunsbetrifft@bpb.de – wir freuen uns sehr auf eure Nachrichten!

Ein kurzer Hinweis noch zu der Straße in Berlin: Der Bezirk Berlin-Mitte hat entschieden, die Straße in Anton-Wilhelm-Amo-Straße umzubenennen. Da hatten wir diese Folge aber schon aufgezeichnet.

Das war's für heute. Ich hoffe ihr konntet etwas mitnehmen – ich hab auf jeden Fall das Gefühl ein bisschen klarer zu sehen als vorher. Danke an Meryem Choukri und an Katharina Oguntoye. Danke auch an Lisa Santos, die für uns in Hamburg war, an Karen Klaffke und Mirjam Ratmann, die als Redaktionsteam diese Folge ermöglicht haben. Und natürlich danke an euch alle fürs Zuhören. Ich bin Julia Günther und sage Tschüss, bis zum nächsten Mal.

Was uns betrifft – ein Podcast der Volontärinnen und Volontäre der Bundeszentrale für politische Bildung. Schnitt und Mischung: Klingklang Hörbildbüro. Das Material steht unter der Creative Commons-Lizenz und darf unbearbeitet und unter Nennung der Urheberin zu nicht-kommerziellen Zwecken weiterverarbeitet werden.